



Sophie von La Roche

*Geschichte des Fräuleins
von Sternheim*

Sophie von La Roche

Geschichte des Fräuleins von Sternheim

e-artnow, 2014

ISBN 978-80-268-1334-7

Inhaltsverzeichnis

[Cover](#)

[Titelblatt](#)

[Text](#)

An D. F. G. R. V.*****

Erschrecken Sie nicht, meine Freundin, anstatt der Handschrift von Ihrer Sternheim eine gedruckte Copey zu erhalten, welche Ihnen auf einmal die ganze Verrätereie entdeckt, die ich an Ihnen begangen habe. Die Tat scheint beim ersten Anblick unverantwortlich. Sie vertrauen mir unter den Rosen der Freundschaft ein Werk Ihrer Einbildungskraft und Ihres Herzens an, welches bloß zu Ihrer eigenen Unterhaltung aufgesetzt worden war. »Ich sende es Ihnen (schreiben Sie mir) damit Sie mir von meiner Art zu empfinden, von dem Gesichtspunkt, woraus ich mir angewöhnt habe, die Gegenstände des menschlichen Lebens zu beurteilen, von den Betrachtungen, welche sich in meiner Seele, wenn sie lebhaft gerührt ist, zu entwickeln pflegen, Ihre Meinung sagen, und mich tadeln, wo Sie finden, daß ich unrecht habe. Sie wissen, was mich veranlaßt hat, einige Nebenstunden, die mir von der Erfüllung wesentlicher Pflichten übrig blieben, dieser Gemüts-Erholung zu widmen. Sie wissen, daß die Ideen, die ich in dem Charakter und in den Handlungen des Fräuleins von Sternheim und ihrer Eltern auszuführen gesucht habe, immer meine Lieblings-Ideen gewesen sind; und womit beschäftigt man seinen Geist lieber als mit dem, was man liebt? Ich hatte Stunden, wo diese Beschäftigung eine Art von Bedürfnis für meine Seele war. So entstand unvermerkt dieses kleine Werk, welches ich anfang und fortsetzte, ohne zu wissen, ob ich es würde zum Ende bringen können; und dessen Unvollkommenheiten Sie selbst nicht besser einsehen können, als ich sie fühle. Aber es ist nur für Sie und mich - und, wenn Sie, wie ich hoffe, die Art zu denken und zu handeln dieser Tochter meines Geistes gutheißen, für unsre Kinder bestimmt. Wenn diese durch ihre Bekanntschaft mit jener in tugendhaften Gesinnungen, in einer wahren, allgemeinen, tätigen Güte und Rechtschaffenheit gestärket würden - welche Wollust für das Herz ihrer Freundin!« - So schrieben Sie mir, als Sie mir Ihre

Sternheim anvertrauten; – und nun, meine Freundin, lassen Sie uns sehen, ob ich Ihr Vertrauen beleidiget, ob ich wirklich ein Verbrechen begangen habe, da ich dem Verlangen nicht widerstehen konnte, allen tugendhaften Müttern, allen liebenswürdigen jungen Töchtern unsrer Nation ein Geschenk mit einem Werke zu machen, welches mir geschickt schien, Weisheit und Tugend – die einzigen großen Vorzüge der Menschheit, die einzigen Quellen einer wahren Glückseligkeit – unter Ihrem Geschlechte, und selbst unter dem meinigen, zu befördern.

Ich habe nicht vonnöten, Ihnen von dem ausgebreiteten Nutzen zu sprechen, welchen Schriften von derjenigen Gattung, worunter Ihre Sternheim gehört; stiften können, wofern sie gut sind. Alle Vernünftigen sind über diesen Punkt einer Meinung, und es würde sehr überflüssig sein, nach allem, was Richardson, Fielding und so viele andre hierüber gesagt haben, nur ein Wort zur Bestätigung einer Wahrheit, an welcher niemand zweifelt, hinzuzusetzen. Ebenso gewiß ist es, daß unsre Nation noch weit entfernt ist, an Originalwerken dieser Art, welche zugleich unterhaltend und geschickt sind, die Liebe der Tugend zu befördern, Überfluß zu haben. Sollte diese gedoppelte Betrachtung nicht hinlänglich sein, mich zu rechtfertigen? Sie werden, hoffe ich, versucht werden, dieser Meinung zu sein, oder wenigstens mir desto leichter verzeihen, wenn ich Ihnen ausführlicher erzähle, wie der Gedanke, Sie in eine Schriftstellerin zu verwandeln, in mir entstanden ist.

Ich setzte mich mit allem Phlegma, welches Sie seit mehreren Jahren an mir kennen, hin, Ihre Handschrift zu durchlesen. Das Sonderbare, so Sie gleich in den ersten Blättern der Mutter Ihrer Heldin geben, war, meinem besondern Geschmack nach, geschickter mich wider sie als zu ihrem Vorteil einzunehmen. Aber ich las fort, und alle meine kaltblütige Philosophie, die späte Frucht einer vieljährigen Beobachtung der Menschen und ihrer grenzenlosen Torheit, konnte nicht gegen die Wahrheit und

Schönheit Ihrer moralischen Schilderungen aushalten; mein Herz erwärmte sich; ich liebte Ihren Sternheim, seine Gemahlin, seine Tochter, und sogar – seinen Pfarrer, einen der würdigsten unter allen Pfarrern, die ich jemals kennengelernt habe. Zwanzig kleine Mißtöne, welche der sonderbare und an das Enthusiastische angrenzende Schwung in der Denkensart Ihrer Sternheim mit der meinigen macht, verloren sich in der angenehmsten Übereinstimmung ihrer Grundsätze, ihrer Gesinnungen und ihrer Handlungen mit den besten Empfindungen und mit den lebhaftesten Überzeugungen meiner Seele. Möchten doch, so dacht' ich bei hundert Stellen, möchten meine Töchter so denken, so handeln lernen wie Sophie Sternheim! Möchte mich der Himmel die Glückseligkeit erfahren lassen, diese ungeschminkte Aufrichtigkeit der Seele, diese sich immer gleiche Güte, dieses zarte Gefühl des Wahren und Schönen, diese aus einer innern Quelle stammende Ausübung jeder Tugend, diese ungeheuchelte Frömmigkeit, welche, anstatt der Schönheit und dem Adel der Seele hinderlich zu sein, in der ihrigen selbst die schönste und beste aller Tugenden ist, dieses zärtliche, mitleidsvolle, wohlthätige Herz, diese gesunde, unverfälschte Art von den Gegenständen des menschlichen Lebens und ihrem Werte, von Glück, Ansehen und Vergnügen zu urteilen – kurz, alle Eigenschaften des Geistes und Herzens, welche ich in diesem schönen moralischen Bilde liebe, dereinst in diesen lebenswürdigen Geschöpfen ausgedrückt zu sehen, welche schon in ihrem kindischen Alter die süßeste Wollust meiner itzigen, und die beste Hoffnung meiner künftigen Tage sind! Indem ich so dachte, war mein erster Einfall, eine schöne Abschrift von Ihrem Manuskripte machen zu lassen, um in einigen Jahren unsrer kleinen Sophie (denn Sie sind so gütig, sie auch die Ihrige zu nennen) ein Geschenk damit zu machen; – und wie erfreute mich der Gedanke, die Empfindungen unsrer vieljährigen, wohlgeprüften und immer lauter befundenen Freundschaft auch durch dieses

Mittel auf unsre Kinder fortgepflanzt zu sehen! An diesen Vorstellungen ergötzte ich mich eine Zeitlang, als mir, ebenso natürlicherweise, der Gedanke aufsteigen mußte: Wie manche Mutter, wie mancher Vater lebt itzt in dem weiten Umfang der Provinzen Germaniens, welche in diesem Augenblicke ähnliche Wünsche zum Besten ebenso zärtlich geliebter, ebenso hoffnungsvoller Kinder tun! Würde ich diesen nicht Vergnügen machen, wenn ich sie an einem Gute, welches durch die Mitteilung nichts verliert, Anteil nehmen ließe? Würde das Gute, welches durch das tugendhafte Beispiel der Familie Sternheim gewürkt werden kann, nicht dadurch über viele ausgebreitet werden? Ist es nicht unsre Pflicht, in einem so weiten Umfang als möglich Gutes zu tun? Und wie viele edelgesinnte Personen würden nicht durch dieses Mittel den würdigen Charakter des Geistes und des Herzens meiner Freundin kennenlernen, und, wenn Sie und ich nicht mehr sind, ihr Andenken segnen! – Sagen Sie mir, meine Freundin, wie hätte ich, mit dem Herzen, welches Sie nun so viele Jahre kennen, und unter allen meinen äußerlichen und innerlichen Veränderungen immer sich selbst gleich befunden haben, solchen Vorstellungen widerstehen können? Es war also sogleich bei mir beschlossen, Copeyen für alle unsre Freunde und Freundinnen, und für alle, die es sein würden, wenn sie uns kennen, machen zu lassen; ich dachte so gut von unsern Zeitgenossen, daß ich eine große Menge solcher Copeyen nötig zu haben glaubte; und so schickte ich die meinige an meinen Freund Reich, ihm überlassend, deren so viele zu machen, als ihm selbst belieben würde. Doch nein! So schnell ging es nicht zu. Bei aller Wärme meines Herzens blieb doch mein Kopf kalt genug, um alles in Betrachtung zu ziehen, was vermögend schien, mich von meinem Vorhaben abzuschrecken. Niemals, daß ich wüßte, hat mich das Vorurteil für diejenige, die ich liebe, gegen ihre Mängel blind gemacht. Sie kennen diese Eigenschaft an mir, und Sie sind ebenso wenig fähig zu erwarten, oder nur zu wünschen, daß

man Ihnen schmeicheln soll, als ich geneigt bin, gegen meine Empfindung zu reden. Ihre Sternheim, so liebenswürdig sie ist, hat als ein Werk des Geistes, als eine dichterische Komposition, ja nur überhaupt als eine deutsche Schrift betrachtet, Mängel, welche *den Auspfeifern* nicht verborgen bleiben werden. Doch diese sind es nicht, vor denen ich mich in Ihrem Namen fürchte. Aber die Kunstrichter auf der einen Seite, und auf der andern die ekeln Kenner aus der Klasse der Weltleute – soll ich Ihnen gestehen, meine Freundin, daß ich nicht gänzlich ohne Sorgen bin, wenn ich daran denke, daß Ihre Sternheim durch meine Schuld dem Urteil so vieler Personen von so unterschiedlicher Denkensart ausgestellt wird? Aber hören Sie, was ich mir selbst sagte, um mich wieder zu beruhigen. Die *Kunstrichter* haben es, in Absicht alles dessen, was an der *Form* des Werkes und an der *Schreibart* zu tadeln sein kann, lediglich mit mir zu tun. Sie, meine Freundin, dachten nie daran, für die Welt zu schreiben, oder ein Werk der Kunst hervorzubringen. Bei aller Ihrer Belesenheit in den besten Schriftstellern verschiedener Sprachen, welche man lesen kann ohne gelehrt zu sein, war es immer Ihre Gewohnheit, weniger auf die Schönheit der Form als auf den Wert des Inhalts aufmerksam zu sein; und schon dieses einzige Bewußtsein würde Sie den Gedanken für die Welt zu schreiben allezeit haben verbannen heißen. Mir, dem eigenmächtigen Herausgeber Ihres Manuskripts, wäre es also zugekommen, den Mängeln abzuhelfen, von denen ich selbst erwarte, daß sie den Kunstrichtern, wo nicht anstößig sein, doch den Wunsch, sie nicht zu sehen, abdringen könnten. Doch, indem ich von Kunstrichtern rede, denke ich an Männer von feinem Geschmack und reifem Urteil; an Richter, welche von kleinen Flecken an einem schönen Werke nicht beleidiget werden, und zu billig sind, von einer freiwillig hervorgekommenen Frucht der bloßen Natur und von einer durch die Kunst erzogenen, mühsam gepflegten Frucht (wiewohl, was den Geschmack anbetrifft, diese nicht

selten jener den Vorzug lassen muß) einerlei Vollkommenheit zu fodern. Solche Kenner werden vermutlich, ebensowohl wie ich, der Meinung sein, daß eine moralische Dichtung, bei welcher es mehr um die Ausführung eines gewissen lehrreichen und interessanten Hauptcharakters, als um Verwicklungen und Entwicklungen zu tun ist, und wobei überhaupt die moralische Nützlichkeit der erste Zweck, die Ergötzung des Lesers hingegen nur eine Nebenabsicht ist, einer künstlichen Form um so eher entbehren könne, wenn sie innerliche und eigentümliche Schönheiten für den Geist und das Herz hat, welche uns wegen des Mangels eines nach den Regeln der Kunst angelegten Plans und überhaupt alles dessen, was unter der Benennung *Autors-Künste* begriffen werden kann, schadlos halten. Eben diese Kenner werden (oder ich müßte mich sehr betrügen) in der Schreibart des Fräuleins von Sternheim eine gewisse Originalität der Bilder und des Ausdrucks und eine so glückliche Richtigkeit und Energie des letztern, oft gerade in Stellen, mit denen der Sprachlehrer vielleicht am wenigsten zufrieden ist, bemerken, welche die Nachlässigkeit des Stils, das Ungewöhnliche einiger Redensarten und Wendungen, und überhaupt den Mangel einer vollkommnern Abglättung und Rundung – einen Mangel, dem ich nicht anders als auf Unkosten dessen, was mir eine wesentliche Schönheit der Schreibart meiner Freundin schien, abzuhelpen gewußt hätte – reichlich zu vergüten scheinen. Sie werden die Beobachtung machen, daß unsre Sternheim, ungeachtet die Vorteile ihrer Erziehung bei aller Gelegenheit hervorschimmern, dennoch ihren Geschmack und ihre Art zu denken, zu reden und zu handeln, mehr der Natur und ihren eigenen Erfahrungen und Bemerkungen, als dem Unterricht und der Nachahmung zu danken habe; daß es eben daher komme, daß sie so oft anders denkt und handelt als die meisten Personen ihres Standes; daß dieses Eigene und Sonderbare ihres Charakters, und vornehmlich der

individuelle Schwung ihrer Einbildungskraft natürlicherweise auch in die Art ihre Gedanken einzukleiden oder ihre Empfindungen auszudrücken einen starken Einfluß haben müsse; und daß es eben daher komme, daß sie für einen Gedanken, den sie selbst *gefunden* hat, auch selbst auf der Stelle einen eigenen Ausdruck *erfindet*, dessen Stärke der Lebhaftigkeit und Wahrheit der anschauenden Begriffe angemessen ist, aus welchen sie ihre Gedanken entwickelt: - und sollten die Kenner nicht geneigt sein mit mir zu finden, daß eben diese völlige Individualisierung des Charakters unsrer Heldin einen der seltensten Vorzüge dieses Werkes ausmacht, gerade denjenigen, welchen die Kunst am wenigsten, und gewiß nie so glücklich erreichen würde, als es hier, wo die Natur gearbeitet hat, geschehen ist? Kurz, ich habe eine so gute Meinung von der feinen Empfindung der Kunstrichter, daß ich ihnen zutraue, sie werden die Mängel, wovon die Rede ist, mit so vielen, und so vorzüglichen Schönheiten verwebt finden, daß sie es mir verdenken würden, wenn ich das Privilegium der Damen, welche keine Schriftstellerinnen von Profession sind, zum Vorteil meiner Freundin geltend machen wollte. Und sollten wir uns etwan vor dem feinen und verwöhnten Geschmacke der *Weltleute* mehr zu fürchten haben als vor den Kunstrichtern? In der Tat, die Singularität unsrer Heldin, ihr Enthusiasmus für das sittliche Schöne, ihre besondern Ideen und Launen, ihre ein wenig eigensinnige Prädilektion für die Mylords und alles, was ihnen gleich sieht und aus ihrem Lande kommt, und, was noch ärger ist als dies alles, der beständige Kontrast, den ihre Art zu empfinden, zu urteilen und zu handeln mit dem Geschmack, den Sitten und Gewohnheiten der großen Welt macht - scheint ihr nicht die günstigste Aufnahme in der letztern vorherzusagen. Gleichwohl gebe ich noch nicht alle Hoffnung auf, daß sie nicht, eben darum, weil sie eine *Erscheinung* ist, unter dem Namen der *liebenswürdigen Grillenfängerin* ansehnliche Eroberungen sollte machen können. In der Tat, bei aller ihrer

moralischen Sonderlichkeit, welche zuweilen nahe an das Übertriebene, oder was einige Pedanterei nennen werden, zu grenzen scheint, ist sie ein liebenswürdiges Geschöpfe; und wenn auf der einen Seite ihr ganzer Charakter mit allen ihren Begriffen und Grundsätzen als eine in Handlung gesetzte Satire über das Hofleben und die große Welt angesehen werden kann: so ist auf der andern ebenso gewiß, daß man nicht billiger und nachsichtlicher von den Vorzügen und von den Fehlern der Personen, welche sich in diesem schimmernden Kreise bewegen, urteilen kann als unsre Heldin. Man sieht, daß sie von Sachen spricht, welche sie in der Nähe gesehen hat, und daß die Schuld weder an ihrem Verstand noch an ihrem Herzen liegt, wenn sie in diesem Lande, wo die Kunst die Natur gänzlich verdrungen hat, alles unbegreiflich findet, und selbst allen unbegreiflich ist.

Vergeben Sie mir, meine Freundin, daß ich Ihnen so viel über einen Punkt, worüber Sie Ursache haben sehr ruhig zu sein, vorschwatze. Es gibt Personen, bei denen es gar niemals eine Frage sein soll, ob sie auch gefallen werden; und ich müßte mich außerordentlich irren, wenn unsre Heldin nicht in diese Klasse gehörte. Die naive Schönheit ihres Geistes, die Reinigkeit, die unbegrenzte Güte ihres Herzens, die Richtigkeit ihres Geschmacks, die Wahrheit ihrer Urteile, die Scharfsinnigkeit ihrer Bemerkungen, die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft und die Harmonie ihres Ausdrucks mit ihrer eigenen Art zu empfinden und zu denken, kurz, alle ihre Talente und Tugenden sind mir Bürge dafür, daß sie mit allen ihren kleinen Fehlern gefallen wird; daß sie allen gefallen wird, welche dem Himmel einen gesunden Kopf und ein gefühlvolles Herz zu danken haben; – und wem wollten wir sonst zu gefallen wünschen? – Doch der liebste Wunsch unsrer Heldin ist nicht der Wunsch der Eitelkeit; nützlich zu sein, wünscht sie; Gutes *will* sie tun; und Gutes *wird* sie tun, und dadurch den Schritt rechtfertigen, den ich gewaget habe, sie ohne Vorwissen

und Erlaubnis ihrer liebenswürdigen Urheberin in die Welt einzuführen. Ich bin, usw.

Der Herausgeber.

Sie sollen mir nicht danken, meine Freundin, daß ich so viel für Sie abschreibe. Sie wissen, daß ich das Glück hatte, mit der vortrefflichen Dame erzogen zu werden, aus deren Lebensbeschreibung ich Ihnen Auszüge und Abschriften von den Briefen mitteile, welche Mylord Seymour von seinen englischen Freunden und meiner Emilia sammelte. Glauben Sie, es ist ein Vergnügen für mein Herz, wenn ich mich mit etwas beschäftigen kann, wodurch das geheiligte Andenken der Tugend und Güte einer Person, welche unserm Geschlechte und der Menschheit Ehre gemacht, in mir erneuert wird.

Der Vater meiner geliebten *Lady Sidney* war der Oberste von *Sternheim*, einziger Sohn eines Professors in W., von welchem er die sorgfältigste Erziehung genoß. Edelmut, Größe des Geistes, Güte des Herzens, waren die Grundzüge seines Charakters. Auf der Universität L. verband ihn die Freundschaft mit dem jüngern Baron von P. so sehr, daß er nicht nur alle Reisen mit ihm machte, sondern auch aus Liebe zu ihm mit in Kriegsdienste trat. Durch seinen Umgang und durch sein Beispiel wurde der vorher unbändige Geist des Barons so biegsam und wohlthätig, daß die Familie dem jungen Mann dankte, der ihren geliebten Sohn auf die Wege des Guten gebracht hatte. Ein Zufall trennte sie. Der Baron mußte nach dem Tode seines ältern Bruders die Kriegsdienste verlassen, und sich zu Übernehmung der Güter und Verwaltung derselben geschickt machen. Sternheim, der von Offizieren und Gemeinen auf das vollkommenste geehrt und geliebt wurde, blieb im Dienste, und erhielt darin von dem Fürsten die Stelle eines Obersten, und den Adelstand. »*Ihr Verdienst, nicht das Glück hat Sie erhoben*«, sagte der General, als er ihm im Namen des Fürsten in Gegenwart vieler Personen das Obersten-Patent und den Adelsbrief überreichte; und nach dem allgemeinen Zeugnisse waren alle Feldzüge Gelegenheiten, wo er Großmut, Menschenliebe und Tapferkeit in vollem Maß ausübte.

Bei Herstellung des Friedens war sein erster Wunsch, seinen Freund zu sehen, mit welchem er immer Briefe gewechselt hatte. Sein Herz kannte keine andere Verbindung. Schon lange hatte er seinen Vater verloren; und da dieser selbst ein Fremdling in W. gewesen war, so blieben seinem Sohne keine nahe Verwandte von ihm übrig. Der Oberste von Sternheim ging also nach P., um daselbst das ruhige Vergnügen der Freundschaft zu genießen. Der Baron P., sein Freund, war mit einer liebenswürdigen Dame vermählt, und lebte mit seiner Mutter und zweien Schwestern auf den schönen Gütern, die ihm sein Vater zurückgelassen, sehr glücklich. Die Familie von P., als eine der Angesehensten in der Gegend, wurde von dem zahlreichen benachbarten Adel öfters besucht. Der Baron P. gab wechselseitige Gesellschaft und kleine Feste; die einsamen Tage wurden mit Lesung guter Bücher, mit Bemühungen für die gute Verwaltung der Herrschaft, und mit edler anständiger Führung des Hauses zugebracht.

Zuweilen wurden auch kleine Konzerte gehalten, weil die jüngere Fräulein das Klavier, die ältere aber die Laute spielte, und schön sang, wobei sie von ihrem Bruder mit etlichen von seinen Leuten akkompagniert wurde. Der Gemütszustand des ältern Fräuleins störte dieses ruhige Glück. Sie war das einzige Kind, welches der Baron P. mit seiner ersten Gemahlin, einer *Lady Watson*, die er auf einer Gesandtschaft in England geheiratet, erzeugt hatte. Dieses Fräulein schien zu aller sanften Liebenswürdigkeit einer Engländerin auch den melancholischen Charakter, der diese Nation bezeichnet, von ihrer Mutter geerbt zu haben. Ein stiller Gram war auf ihrem Gesichte verbreitet. Sie liebte die Einsamkeit, verwendete sie aber allein auf fleißiges Lesen der besten Bücher; ohne gleichwohl die Gelegenheiten zu versäumen, wo sie, ohne fremde Gesellschaft, mit den Personen ihrer Familie allein sein konnte.

Der Baron, ihr Bruder, der sie zärtlich liebte, machte sich Kummer für ihre Gesundheit, er gab sich alle Mühe, sie zu

zerstreuen, und die Ursache ihrer rührenden Traurigkeit zu erfahren.

Etlichemal bat er sie, ihr Herz einem treuen zärtlichen Bruder zu entdecken. Sie sah ihn bedenklich an, dankte ihm für seine Sorge, und bat ihn mit tränenden Augen, ihr ihr Geheimnis zu lassen, und sie zu lieben. Dieses machte ihn unruhig. Er besorgte, irgendein begangener Fehler möchte die Grundlage dieser Betrübtheit sein; beobachtete sie in allem auf das genaueste, konnte aber keine Spur entdecken, die ihm zu der geringsten Bestärkung einer solchen Besorgnis hätte leiten können.

Immer war sie unter seinen oder ihrer Mutter Augen, redete mit niemand im Hause, und vermied alle Arten von Umgang. Einige Zeit überwand sie sich, und blieb in Gesellschaft; und eine ruhige Munterkeit machte Hoffnung, daß der melancholische Anfall vorüber wäre.

Zu diesem Vergnügen der Familie, kam die unvermutete Ankunft des Obersten von Sternheim, von welchem diese ganze Familie so viel reden gehört, und in seinen Briefen die Vortrefflichkeit seines Geistes und Herzens bewundert hatte. Er überraschte sie abends in ihrem Garten; die Entzückung des Barons, und die neugierige Aufmerksamkeit der übrigen ist nicht zu beschreiben. Es währte auch nicht lange, so flößte sein edles liebevolles Betragen dem ganzen Hause eine gleiche Freude ein.

Der Oberste wurde als ein besonderer Freund des Hauses bei allen Bekannten vom Adel aufgeführt, und kam in alle ihre Gesellschaften.

In dem Hause des Barons machte er die Erzählung seines Lebens, worin er ohne Weitläufigkeit das Merkwürdige und Nützliche, was er gesehen, mit vieler Anmut und mit dem männlichen Tone, der den weisen Mann und den Menschenfreund bezeichnet, vortrug. Ihm wurde hingegen das Gemälde vom Landleben gemacht, wobei bald der Baron von den Vorteilen, welche die Gegenwart des Herrn den Untertanen verschafft, bald die alte Dame von

demjenigen Teil der ländlichen Wirtschaft, der die Familienmutter angeht, bald die beiden Fräulein von den angenehmen Ergötzlichkeiten sprachen, die das Landleben in jeder Jahreszeit anbietet. Auf diese Abschilderung folgte die Frage:

»Mein Freund, wollten Sie nicht die übrigen Tage Ihres Lebens auf dem Lande zubringen?«

»Ja, lieber Baron! aber es müßte auf meinen eignen Gütern und in der Nachbarschaft der Ihrigen sein.«

»Das kann leicht geschehen, denn es ist eine kleine Meile von hier ein artiges Gut zu kaufen; ich habe die Erlaubnis hinzugehen, wenn ich will; wir wollen es morgen besehen.«

Den Tag darauf ritten die beiden Herren dahin, in Begleitung es Pfarrers von P., eines sehr würdigen Mannes, von welchem die Damen die Beschreibung des rührenden Auftritts erhielten, der zwischen den beiden Freunden vorgefallen war.

Der Baron hatte dem Obersten das ganze Gut gewiesen, und führte ihn auch in das Haus, welches gleich an dem Garten und sehr artig gelegen war. Hier nahmen sie das Frühstück ein.

Der Oberste bezeugte seine Zufriedenheit über alles, was er gesehen, und fragte den Baron: ob es wahr sei, daß man dieses Gut kaufen könne?

»Ja, mein Freund; gefällt es Ihnen?«

»Vollkommen; es würde mich von nichts entfernen, was ich liebe.«

»O wie glücklich bin ich, teurer Freund«, sagte der Baron, da er ihn umarmte; »ich habe das Gut schon vor drei Jahren gekauft, um es Ihnen anzubieten; ich habe das Haus ausgebessert, und oft in diesem Kabinette für Ihre Erhaltung gebetet. Nun werde ich den Führer meiner Jugend zum Zeugen meines Lebens haben!«

Der Oberste wurde außerordentlich gerührt; er konnte seinen Dank und seine Freude über das edle Herz seines Freundes nicht genug ausdrücken; er versicherte ihn, daß er

sein Leben in diesem Hause zubringen würde; aber zugleich verlangte er zu wissen, was das Gut gekostet habe. Der Baron mußte es sagen, und es auch durch die Kaufbriefe beweisen. Der Ertrag belief sich höher, als es nach dem Ankaufsschilling sein sollte. Der Baron versicherte aber, daß er nichts als seine eigne Auslage annehmen würde.

»Mein Freund (sagte er) ich habe nichts getan, als seit drei Jahren alle Einkünfte des Guts auf die Verbesserung und Verschönerung desselben verwendet. Das Vergnügen des Gedankens; du arbeitest für die Ruhetage des Besten der Menschen; hier wirst du ihn sehen, und in seiner Gesellschaft die glücklichen Zeiten deiner Jugend erneuern; sein Rat, sein Beispiel, wird zu der Zufriedenheit deiner Seele und dem Besten deiner Angehörigen beitragen – Diese Gedanken haben mich belohnt.«

Wie sie nach Hause kamen, stellte der Baron den Obersten als einen neuen Nachbar seiner Frau Mutter und seinen Schwestern vor. Alle wurden sehr froh über die Versicherung, seinen angenehmen Umgang auf immer zu genießen.

Er bezog sein Haus sogleich, als er Besitz von der kleinen Herrschaft genommen hatte, die nur aus zweien Dörfern bestund. Er gab auch ein Festin für die kleine Nachbarschaft, fing gleich darauf an zu bauen, setzte noch zween schöne Flügel an beide Seiten des Hauses, pflanzte Alleen und einen artigen Lustwald, alles in englischem Geschmack. Er betrieb diesen Bau mit dem größten Eifer. Gleichwohl hatte er von Zeit zu Zeit eine düstre Miene, die der Baron wahrnahm, ohne anfangs etwas davon merken zu lassen, bis er in dem folgenden Herbst einer Gemütsveränderung des Obersten überzeugt zu sein glaubte, bei welcher er nicht länger ruhig sein konnte. Sternheim kam nicht mehr so oft, redete weniger, und ging bald wieder weg. Seine Leute bedauerten die ungewöhnliche Melancholie, die ihren Herrn befallen hatte.

Der Baron wurde um so viel mehr bekümmert, als sein Herz von der zurückgefallenen Traurigkeit seiner ältern Schwester beklemmt war. Er ging zum Obersten, fand ihn allein und nachdenkend, umarmte ihn mit zärtlicher Wehmut, und rief aus: - »O mein Freund! wie nichtig sind auch die edelsten, die lautersten Freuden unsers Herzens! - Lange fehlte mir nichts als Ihre Gegenwart; nun seh ich Sie; ich habe Sie in meinen Armen, und sehe Sie traurig! Ihr Herz, Ihr Vertrauen ist nicht mehr für mich; haben Sie vielleicht der Freundschaft zu viel nachgegeben, indem Sie hier einen Wohnsitz nehmen? - Liebster bester Freund! quälen Sie sich nicht; Ihr Vergnügen ist mir teurer als mein eignes, ich nehme das Gut wieder an; es wird mir wert sein, weil es mir Ihr schätzbares Andenken, und Ihr Bild an allen Orten erneuern wird.

Hier hielt er inne; Tränen füllten sein Auge, welches auf dem Gesicht seines Freundes geheftet war - Er sah die größte Bewegung der Seele in demselben ausgedrückt. Der Oberste stund auf, und umfaßte den Baron. »Edler P., glauben Sie ja nicht, daß meine Freundschaft, mein Vertrauen gegen Sie vermindert sei; noch weniger denken Sie, daß mich die Entschließung gereue, meine Tage in Ihrer Nachbarschaft hinzubringen. - O Ihre Nachbarschaft ist mir lieber, als Sie sich vorstellen können! - Ich habe eine Leidenschaft zu bekämpfen, die mein Herz zum erstenmal angefallen hat. Ich hoffte, vernünftig und edelmütig zu sein; aber ich bin es noch nicht in aller der Stärke, welche der Zustand meiner Seele erfordert. Doch ist es nicht möglich, daß ich mit Ihnen davon spreche; mein Herz und die Einsamkeit sind die einzigen Vertrauten, die ich haben kann.«

Der Baron drückte ihn an seine Brust; »ich weiß«, sagte er, »daß Sie in allem wahrhaft sind, ich zweifle also nicht an den Versicherungen Ihrer alten Freundschaft. Aber warum kommen Sie so selten zu mir? Warum eilen Sie so kalt wieder aus meinem Hause?«

»Kalt, mein Freund! Kalt eile ich aus Ihrem Hause? O P.! Wenn Sie das brennende Verlangen kennten, das mich zu Ihnen führt; das mich stundenlang an meinem Fenster hält, wo ich das geliebte Haus sehe, in welchem alle mein Wünschen, all mein Vergnügen wohnt; Ach P.! –«

Der Baron P. wurde unruhig, weil ihm auf einige Augenblicke der Gedanke kam, sein Freund möchte vielleicht seine Gemahlin lieben, und meide deswegen sein Haus, weil er sich zu bestreiten suche. Er beschloß, achtsam und zurückhaltend zu sein. Der Oberste hatte still gesessen, und der Baron war auch aus seiner Fassung. Endlich fing der letztere an: »Mein Freund, Ihr Geheimnis ist mir heilig; ich will es nicht aus Ihrer Brust erpressen. Aber Sie haben mir Ursache gegeben zu denken, daß ein Teil dieses Geheimnisses mein Haus angehe: Darf ich nicht nach diesem Teile fragen?«

»Nein! Nein, fragen Sie nichts, und überlassen Sie mich mir selbst –« Der Baron schwieg, und reiste traurig und tiefsinnig fort.

Den andern Tag kam der Oberste, bat den Baron um Vergebung, daß er ihn gestern so trocken heimreisen lassen, und sagte, daß es ihn den ganzen Abend gequält hätte. »Lieber Baron«, setzte er hinzu, »Ehre und Edelmut binden meine Zunge! Zweifelnd Sie nicht an meinem Herzen, und lieben Sie mich!«

Er blieb den ganzen Tag in P. – Fräulein Sophie und Fräulein Charlotte wurden von ihrem Bruder gebeten, alles zu Ermunterung seines Freundes beizutragen. Der Oberste hielt sich aber meistens um die alte Dame und die Gemahlin des Barons auf. Abends spielte Fräulein Charlotte die Laute, der Baron und zween Bediente akkompagnierten sie, und Fräulein Sophie wurde so inständig gebeten, zu singen, daß sie endlich nachgab.

Der Oberste stellte sich in ein Fenster, wo er bei halb zugezognem Vorhang das kleine Familien-Konzert anhörte, und so eingenommen wurde, nicht wahrzunehmen, daß die

Gemahlin seines Freundes nahe genug bei ihm stand, um ihn sagen zu hören: »O Sophie, warum bist du die Schwester meines Freundes! Warum bestreiten die Vorzüge deiner Geburt die edle, die zärtliche Neigung meines Herzens! –«

Die Dame wurde bestürzt; und um die Verwirrung zu vermeiden, in die er geraten sein würde, wenn er hätte denken können, sie habe ihn gehört, entfernte sie sich; froh, ihrem Gemahl die Sorge benehmen zu können, die ihn wegen der Schwermut des Obersten plagte. – Sobald alles schlafen gegangen war, redete sie mit ihm von dieser Entdeckung. Der Baron verstund nun, was ihm der Oberste sagen wollte, da er sich wegen des vermeinten Kaltsinns verteidigte, dessen er beschuldigt wurde. »Wäre Ihnen der Oberste als Schwager ebenso lieb, wie er es Ihnen als mein Freund ist?« fragte er seine Gemahlin.

»Gewiß, mein Liebster! Sollte denn das Verdienst des rechtschaffnen Mannes nicht so viel Wert haben als die Vorzüge des Namens und der Geburt!«

»Werte edle Hälfte meines Lebens«, rief der Baron, »so helfen Sie mir die Vorurteile bei meiner Mama, und bei Sophien überwinden!«

»Ich fürchte die Vorurteile nicht so sehr als eine vorgefaßte Neigung, die unsre liebe Sophie in ihrem Herzen nährt. Ich kenne den Gegenstand nicht, aber sie liebt, und liebt schon lange. Kleine Aufsätze von Betrachtungen, von Klagen gegen das Schicksal, gegen Trennung – die ich in ihrem Schreibetische gefunden habe, überzeugten mich davon. Ich habe sie beobachtet, aber weiter nichts entdecken können.« »Ich will mit ihr reden«, sagte der Baron, »und sehen, ob ihr Herz nicht durch irgendeine Lücke auszuspähen ist.«

Den Morgen darauf ging der Baron zu Fräulein Sophie, und nach vielen freundlichen Fragen um ihre Gesundheit, nahm er ihre Hände in die seinigen. »Liebe teure Sophie«, sprach er, »du gibst mir Versicherung deines Wohlseins; aber warum bleibt dir die leidende Miene? Warum der Ton

des Schmerzens; warum der Hang zur Einsamkeit; warum entfliehen diesem edeln gütigen Herzen so viele Seufzer? – O wenn du wüßtest, wie sehr du mich diese lange Zeit deiner Melancholie durch bekümmert hast; du würdest mir dein Herz nicht verschlossen haben!«

Hier wurde ihre Zärtlichkeit überwältigt. – Sie zog ihre Hände nicht weg, sie drückte ihres Bruders seine an ihre Brust, und ihr Kopf sank auf seine Schulter. »Bruder, du brichst mein Herz! Ich kann den Gedanken nicht ertragen, dir Kummer gemacht zu haben! Ich liebe dich wie mein Leben; ich bin glücklich, ertrage mich, und rede mir niemals vom Heiraten.«

»Warum das, mein Kind? Du würdest einen rechtschaffnen Mann so glücklich machen!«

»Ja, ein rechtschaffener Mann würde auch mich glücklich machen; aber ich kenne –« Tränen hinderten sie, mehr zu sagen. –

»O Sophie – hemme die aufrichtige Bewegung deiner Seele nicht; schütte ihre Empfindungen in den treuen Busen deines Bruders aus – Kind! ich glaube, es gibt einen Mann, den du liebst, mit dem dein Herz ein Bündnis hat.«

»Nein, Bruder! mein Herz hat kein Bündnis –«

»Ist dieses wahr, meine Sophie?«

»Ja, mein Bruder, ja – –«

Hier schloß sie der Baron in seine Arme. »Ach wenn du die entschloßne, die wohltätige Seele deiner Mutter hättest!«

Sie erstaunte. »Warum, mein Bruder? was willst du damit? Bin ich übeltätig gewesen?«

»Niemand, meine Liebe, niemals – aber du könntest es werden, wenn Vorurteile mehr als Tugend und Vernunft bei dir gälten.«

»Bruder, du verwirrest mich! In was für einem Falle sollte ich der Tugend und Vernunft entsagen?«

»Du mußt es nicht so nehmen! Der Fall, den ich denke, ist nicht wider Tugend und Vernunft; und doch könnten

beide ihre Ansprüche bei dir verlieren?«

»Bruder, rede deutlich; ich bin entschlossen nach meinen geheimsten Empfindungen zu antworten –«

»Sophie, die Versicherung, daß dein Herz ohne Bündnis sei, erlaubt mir, dich zu fragen: was du tun würdest, wenn ein Mann, voll Weisheit und Tugend, dich liebte, um deine Hand bäte, aber nicht von altem Adel wäre?«

Sie geriet bei diesem letzten Wort in Schrecken, sie zitterte, und wußte sich nicht zu fassen. Der Baron wollte ihr Herz nicht lange quälen! sondern fuhr fort. »Wenn dieser Mann der Freund wäre, dem dein Bruder die Güte und Glückseligkeit seines Herzens zu danken hätte – Sophie; was würdest du tun?«

Sie redete nicht, sondern ward nachdenkend und wechselsweise rot und blaß.

»Ich beunruhige dich, meine Schwester; der Oberste liebt dich. Diese Leidenschaft macht seine Schwermut; denn er zweifelt, ob er werde angenommen werden. Ich bekenne dir freimütig, daß ich wünschte, alle seine mir erwiesne Wohltaten durch dich zu vergelten. Aber wenn dein Herz darwider ist, so vergiß alles, was ich dir sagte.«

Das Fräulein bemühte sich einen Mut zu fassen; schwieg aber eine gute Weile; endlich fragte sie den Baron: »Bruder, ist es gewiß, daß der Oberste mich liebt?« Der Baron erklärte ihr hierauf alles, was er durch seine Unterredungen mit dem Obersten, und endlich durch die Wünsche, welche seine Gemahlin gehört hatte, von seiner Liebe wußte.

»Mein Bruder«, sprach Sophie, »ich bin freimütig, und du verdienst alle mein Vertrauen so sehr, daß ich nicht lange warten werde, dir zu sagen, daß der Oberste der einzige Mann auf Erden ist, dessen Gemahlin ich zu werden wünsche.«

»Der Unterschied der Geburt ist dir also nicht anstößig?«

»Gar nicht; sein edles Herz, seine Wissenschaft, und seine Freundschaft für dich ersetzen bei mir den Mangel der Ahnen.«

»Edelmütiges Mädchen! du machst mich glücklich durch deine Entschließung, liebste Sophie! – Aber warum batest du mich, dir nichts vom Heiraten zu sagen?«

»Weil ich fürchtete, du redetest von einem andern«, sagte sie, mit leisem Ton, indem ihr glühendes Gesicht auf der Schulter ihres Bruders lag –

Er umarmte sie, küßte ihre Hand; »diese Hand«, sagte er, »wird ein Segen für meinen Freund sein! Von mir wird er sie erhalten! Aber, mein Kind, die Mama und Charlotte werden dich bestreiten; wirst du standhaft bleiben?«

»Bruder, du sollst sehen, daß ich ein engländisches Herz habe. – Aber da ich alle deine Fragen beantwortete, so muß

ich auch eine machen: Was dachtest du von meiner Traurigkeit, weil du mich so oft fragtest? –«

»Ich dachte, eine heimliche Liebe, und ich fürchtete mich vor dem Gegenstand, weil du so verborgen warest.«

»Mein Bruder glaubte also nicht, daß die Briefe seines Freundes, die er uns vorlas, und alles Übrige, was er von dem teuren Mann erzählte, einen Eindruck auf mein Herz machen könnte?«

»Liebe Sophie, es war also das Verdienst meines Freundes, was dich so beunruhigte? – Glücklicher Mann, den ein edles Mädchen wegen seiner Tugend liebt! – Gott segne meine Schwester für ihre Aufrichtigkeit! Nun kann ich das Herz meines Freundes von seinem nagenden Kummer heilen.«

»Tu alles, mein Bruder, was ihn befriedigen kann; nur schone meiner dabei! Du weißt, daß ein Mädchen nicht ungebeten lieben darf.«

»Sei ruhig, mein Kind; deine Ehre ist die meinige.«

Hier verließ er sie, ging zu seiner Gemahlin und teilte ihr das Vergnügen dieser Entdeckung mit. Sodann eilte er zum Obersten, welchen er traurig und ernsthaft fand. Mancherlei Unterredungen, die er anfang, wurden kurz beantwortet. Eine tödliche Unruhe war in allen seinen Gebärden. »Habe ich Sie gestört, Herr Oberster?« sagte der Baron mit der Stimme der zärtlichen Freundschaft eines jungen Mannes gegen seinen Führer, indem er den Obersten zugleich bei der Hand faßte.

»Ja, lieber Baron, Sie haben mich in der Entschließung gestört, auf einige Zeit wegzureisen.«

»Wegzureisen? und – allein?«

»Lieber P., ich bin in einer Gemütsverfassung, die meinen Umgang unangenehm macht; ich will sehen, was die Zerstreuung tun kann.«

»Mein bester Freund! darf ich nicht mehr in Ihr Herz sehen? Kann ich nichts zu Ihrer Ruhe beitragen?«

»Sie haben genug für mich getan! Sie sind die Freude meines Lebens. – Was mir itzt mangelt, muß die Klugheit und die Zeit bessern.«

»Sternheim, Sie sagten letzt von einer zu bekämpfenden Leidenschaft. – Ich kenne Sie; Ihr Herz kann keine unanständige, keine böse Leidenschaft nähren; es muß Liebe sein, was die Qual Ihrer Tage macht!«

»Niemals P., niemals sollen Sie wissen, was meinen itzigen Kummer verursacht.«

»Rechtschaffner Freund, ich will Sie nicht länger täuschen; ich kenne den Gegenstand Ihrer Liebe; Ihre Zärtlichkeit hat einen Zeugen gefunden; ich bin glücklich; Sie lieben meine Sophie!« Der Baron hielt den Obersten, der ganz außer sich war, umarmt; er wollte sich loswinden; es war ihm bange.

»P., was sagen Sie? Was wollen Sie von mir wissen?«

»Ich will wissen: ob die Hand meiner Schwester ein gewünschtes Glück für Sie wäre?«

»Unmöglich! denn es wäre für Sie alle ein Unglück.«

»Ich habe also Ihr Geständnis; aber wo soll das Unglück sein?«

»Ja, Sie haben mein Geständnis; Ihre Fräulein Schwester ist das erste Frauzimmer, welches die beste Neigung meiner Seele hat; aber ich will sie überwinden; man soll Ihnen nicht vorwerfen, daß Sie Ihrer Freundschaft die schuldige Achtung für ihre Voreltern aufgeopfert haben. Fräulein Sophie soll durch mich keinen Anspruch an Glück und Vorzug verlieren. Schwören Sie mir, kein Wort mit ihr davon zu reden; oder Sie sehen mich heute zum letztenmal!«

»Sie denken edel, mein Freund; aber Sie sollen nicht ungerecht werden. Ihre Abreise würde nicht allein mich, sondern Sophien und meine Gemahlin betrüben. Sie *sollen* mein Bruder sein!«

»P., Sie martern mich mit diesem Zuspruch mehr, als mich die Unmöglichkeit marterte, die meinen Wünschen

entgegen ist.«

»Freund! Sie haben die freiwillige, die zärtliche Zusage meiner Schwester – Sie haben die Wünsche meiner Gemahlin und die meinige. *Wir* haben alles bedacht, was Sie bedenken können – soll ich Sie *bitten* der Gemahl von Sophien von P. zu werden?«

»O Gott! wie hart beurteilen Sie mein Herz! Sie glauben also, daß es eigensinniger Stolz sei, der mich unschlüssig macht?«

»Ich antworte nichts, umarmen Sie mich, und nennen Sie mich Ihren Bruder! Morgen sollen Sie es sein! Sophie ist die Ihrige. Sehen Sie sie nicht als das Fräulein von P., sondern als ein liebenswürdiges und tugendhaftes Frauenzimmer an, dessen Besitz alle Ihre künftigen Tage beglücken wird; und nehmen Sie diesen Segen von der Hand Ihres treuen Freundes mit Vergnügen an!«

»Sophie mein? mit einer freiwilligen Zärtlichkeit mein? Es ist genug; Sie geben alles; ich kann nichts tun, als auf alles freiwillig entsagen!«

»Entsagen? – Nach der Versicherung, daß Sie geliebt sind? – O meine Schwester, wie übel bin ich mit deinem vortrefflichen Herzen umgegangen!«

»P., was sagen Sie! und wie können Sie mein Herz durch einen solchen Vorwurf zerreißen? Wenn *Sie* edelmütig sind: soll *ich* es nicht auch sein? Soll ich die Augen über die Mienen des benachbarten Adels zuschließen?«

»Sie sollen es, wenn die Frage von Ihrer Freude und Ihrem Glück ist.«

»Was wollen Sie dann, daß ich tun soll?«

»Daß Sie mich mit dem Auftrage zurückreisen lassen, mit meiner Mutter von meinem Wunsche zu sprechen, und daß Sie zu uns kommen wollen, wenn ich Ihnen ein Billet schicke.«

Der Oberste konnte nicht mehr reden; er umarmte den Baron. Dieser ging zurück, gerade zu seiner Frau Mutter, bei welcher die beiden Fräulein und seine Gemahlin waren. Er

führte die ältere Fräulein in ihr Zimmer, weil er ihr den Bericht von seinem Besuch allein machen wollte, und bat sie, ihn eine Zeitlang bei der Frau Mutter und Charlotten zu lassen. Hier tat er einen förmlichen Antrag für seinen Freund. Die alte Dame wurde betroffen; er sah es, und sagte: »Teure Frau Mutter! alle Ihre Bedenklichkeiten sind gegründet. Der Adel soll durch adeliche Verbindungen fortgeführt werden. Aber die Tugenden des Sternheim sind die Grundlagen aller großen Familien gewesen. Man hatte nicht unrecht zu denken, daß große Eigenschaften der Seele bei Töchtern und Söhnen erblich sein könnten, und daß also jeder Vater für einen edlen Sohn eine edle Tochter suchen sollte. Auch wollt' ich der Einführung der *Heiraten außer Stand* nicht gerne das Wort reden. Aber hier ist ein besonderer Fall; ein Fall, der sehr selten erscheinen wird: Sternheims Verdienste, mit dem Charakter eines wirklichen Obersten, der schon als adelich anzusehen ist, rechtfertigen die Hoffnung, die ich ihm gemacht habe.«

»In Wahrheit, mein Sohn, ich habe Bedenklichkeiten. Aber der Mann hat meine ganze Hochachtung erworben. Ich würde ihn gern glücklich sehen.«

»Meine Gemahlin: was sagen Sie?«

»Daß bei einem Mann, wie dieser ist, eine gerechte Ausnahme zu machen sei. Ich werde ihn gerne Bruder nennen.«

»Ich nicht«, sagte Fräulein Charlotte.

»Warum, meine Liebe?«

»Weil diese schöne Verbindung auf Unkosten *meines Glücks* gemacht wird.«

»Wie das, Charlotte?«

»Wer wird denn unser Haus zu einer Vermählung suchen, wenn die ältere Tochter so verschleudert ist?«

»Verschleudert? Bei einem Mann von Tugend und Ehre, bei dem Freunde deines Bruders?«

»Vielleicht hast du noch einen Universitätsfreund von dieser Tugend, der sich *um mich* melden wird, um seiner

aufkeimenden Ehre eine Stütze zu geben, und da wirst du auch Ursachen zu deiner Einwilligung bereit haben?«

»Charlotte, meine Tochter: was für eine Sprache?«

»Ich muß sie führen, weil in der ganzen Familie niemand auf mich und seine Voreltern denkt.«

»So, Charlotte! und wenn man an die Voreltern denkt; muß man den Bruder und einen edelmütigen Mann beleidigen?« sagte die junge Frau von P.

»Ich habe Ihre Ausnahme schon gehört, die Sie für den edelmütigen Mann machen. Andre Familien werden auch Ausnahmen haben, wenn ihr Sohn Charlotten zur Gemahlin haben wollte.«

»Charlotte, wer dich um Sternheims willen verläßt, ist deiner Hand und einer Verbindung mit mir nicht wert. Du siehst, daß ich auf die böse jüngere Schwester noch stolz bin, wenn ich schon die gute ältere an einen Universitätsfreund verschleudere.«

»Freilich muß die jüngere Schwester böse sein, wenn sie sich nicht zum Schuldenabtrag will gebrauchen lassen!«

»Wie unvernünftig boshaft meine Schwester sein kann! Du hast nichts von meinen Anträgen zu besorgen. Ich werde für niemand als einen Sternheim reden, und für diesen ist ein Gemütscharakter wie der deinige nicht edel genug, wenn du auch eine Fürstin wärest.«

»Gnädige Mama; Sie hören zu, wie ich wegen des elenden Kerls mißhandelt werde?«

»Du hast die Geduld deines Bruders mißbraucht. Kannst du deine Einwendungen nicht ruhiger vorbringen?«

Sie wollte eben reden; aber der Bruder fiel ihr ins Wort: »Charlotte, rede nicht mehr; der Ausdruck *elender Kerl* hat dir deinen Bruder genommen! Die Sachen meines Hauses gehen dich nichts mehr an. Dein Herz entehrt die Ahnen, auf deren Namen du stolz bist! O wie klein würde die Anzahl des Adels werden, wenn sich nur die dazu rechnen dürften, die ihre Ansprüche durch die Tugenden der edeln Seele des Stifters ihres Hauses beweisen könnten!«

»Lieber Sohn, werde nicht zu eifrig, es wäre wirklich nicht gut, wenn unsre Töchter so leicht geneigt wären, außer Stand zu heiraten.«

»Das ist nicht zu befürchten. Es gibt selten eine Sophie, die einen Mann nur wegen seiner Klugheit und Großmut liebt.«

Fräulein Charlotte entfernte sich.

»Hast du aber nicht selbst einmal deine dir so lieben Engländer angeführt, welche die Heirat außer Stand den Töchtern viel weniger vergeben als den Söhnen, weil die Tochter ihren Namen aufgeben, und den von ihrem Manne tragen muß, folglich sich erniedriget?«

»Dies bleibt alles wahr, aber in England würde mein Freund tausendmal von diesem Grundsatz ausgenommen werden, und das Mädchen, das ihn liebte, würde den Ruhm eines edeldenkenden Frauenzimmers erhalten.«

»Ich sehe wohl, mein Sohn, daß diese Verbindung eine schon beschlossene Sache ist. Aber hast du auch überlegt, daß man sagen wird, du opferst deine Schwester einer übertriebenen Freundschaft auf, und ich handle als Stiefmutter, da ich meine Einwilligung gebe?«

»Liebe Mama! lassen Sie es immer geschehen, unser Beweggrund wird uns beruhigen, und das Glück meiner Schwester wird, neben den Verdiensten meines Freundes, allen so deutlich in die Augen glänzen, daß man aufhören wird, übel zu denken.«

Hierauf wurde Fräulein Sophie von ihrem Bruder geholt. Sie warf sich ihrer Frau Mutter zu Füßen; die gute Dame umarmte sie: »Liebe Fräulein Tochter«, sprach sie, »Ihr Bruder hat mich versichert, daß dieses Band nach Ihren Wünschen wäre, sonst hätte ich nicht eingewilliget. Es ist wahr, es fehlt dem Manne nichts als eine edle Geburt. Aber, Gott segne Sie beide!«

Indessen war der Baron fort, er holte den Obersten, welcher halb außer sich in das Zimmer trat, aber gleich zu

der alten Dame ging, ihr mit gebognem Knie die Hände küßte, und mit männlichem Anstand sagte:

»Gnädige Frau! glauben Sie immer, daß ich Ihre Einwilligung als eine herablassende Güte ansehe; bleiben Sie aber auch versichert, daß ich dieser Güte niemals unwürdig sein werde.«

Sie war so liebevoll zu sagen: »Es erfreuet mich, Herr Oberster, daß Ihre Verdienste in meinem Hause eine Belohnung gefunden haben.« Er küßte hierauf die Hände der Gemahlin seines Freundes; »wie viel Dank und Verehrung«, rief er aus, »bin ich der großmütigen Vorsprecherin der Angelegenheiten meines Herzens schuldig!«

»Nichts, Herr Oberster! ich bin stolz, zu dem Glück Ihres Herzens etwas beizutragen; Ihre brüderliche Freundschaft soll meine Belohnung sein.«

Er wollte mit seinem Freunde reden; aber dieser wies ihn an Fräulein Sophie. Bei dieser kniete er stillschweigend, und endlich sprach der edle Mann: »Gnädiges Fräulein! mein Herz ist zu Verehrung der Tugend geboren; wie was es möglich, eine vortreffliche Seele wie die Ihrige mit allen äußerlichen Annehmlichkeiten begleitet zu sehen, ohne daß meine Empfindungen lebhaft genug wurden, Wünsche zu machen? Ich hätte diese Wünsche erstickt; aber die treue Freundschaft Ihres Bruders hat mir Mut gegeben, um Ihre Zuneigung zu bitten. Sie haben mich nicht verworfen. Gott belohne Ihr liebevolles Herz, und lasse mich die Tugend niemals verlieren, die mir Ihre Achtung erworben hat!«

Fräulein Sophie antwortete nur mit einer Verbeugung, und reichte ihm die Hand mit dem Zeichen aufzustehen; darauf näherte sich der Baron, und führte beide an seinen Händen zu seiner Frau Mutter.

»Gnädige Mama«, sagte er, »die Natur hat Ihnen an mir einen Sohn gegeben, von welchem Sie auf das vollkommenste geehrt und geliebt werden; das Schicksal gibt Ihnen an meinem Freunde einen zweiten Sohn, der aller